

**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde  
**Herausgeber:** F. Pieth  
**Band:** - (1943)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Hermann Herold : 1854-1940 [Schluss]  
**Autor:** Herold, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-397193>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.

GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

---

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

---

## Hermann Herold

1851–1940

Ein Lebensbild, zusammengestellt von Dr. Hans Herold, Zürich

(Schluß)

### 5. Die Amerikafahrt: Oktober/November 1906

Auf der Höhe seiner beruflichen Laufbahn, im Jahre 1906, hatte Hermann Herold eine Amerika-reise zu unternehmen, um als Partner von Morgan, Harjes & Co. Paris seine Geschäftsfreunde in den Vereinigten Staaten zu besuchen. Er war begleitet von Emil Lavater, dem Sohn eines früh verstorbenen Freundes (heute Direktor i. Fa. Gebrüder Sulzer, Winterthur), den er wie ein eigenes Kind pflegte und förderte, und von Hermann Harjes, dem Sohn seines Pariser Associés. Im Gegensatz zu diesen beiden jüngern Reisegefährten, die sich noch so gerne der Übung anpaßten, blieb Hermann Herold auch zur See ein Frühaufsteher, was ihm erlaubte, lange Briefe zu schreiben, und uns heute die Möglichkeit gibt, die Reise in Gedanken mitzumachen. Lassen wir uns gleich vom ersten Abend erzählen:

„Um halb 7 zeigt ein Trompetengeschmetter an, daß man sich schön machen müsse, um 7 Uhr neues Trompetensignal. Wir hielten Kriegsrat, ob wir den Affentschopen [Smoking] anlegen müßten, und sagten nein. In der Tat befand sich in dem einige Hundert Personen fassenden Saale kaum ein Dutzend Herren als „Grasaffen“. Mr. Spencer, der Präsident der Southern Railway, hatte

uns eingeladen, an seinem Tische Platz zu nehmen, und so werden wir wohl gut bedient werden. Es ist fabelhaft, was da zur Verfügung ist; im Vergleich damit hat Lukullus nur gesottenes Rindfleisch und Rüben gehabt. Nach dem Essen machten wir einen Spaziergang auf dem Chemin des amoureux des Schiffes, ich weiß nicht, wie viele Male wir auf und ab spazierten. Schließlich wurde es zu dumm, und wir stiegen ins Fumoir hinauf, wo wir bei Pilsner Bier und einer guten Zigarre bis 11 Uhr Domino spielten.“

Natürlich gab auch die Seekrankheit Anlaß zu Betrachtungen: „Ich sagte gestern zu meinem Nachbarn Hermann Harjes, es überkomme mich eine gewisse Tragik, wenn ich denke, daß alle diese edlen Damen und Herren, welche da fröhlich schwatzen, essen und kneipen, vielleicht in weniger als 24 Stunden auf dem Schragen oder auf dem Verdeck liegen und gerben wie ein vollgeladener Säuer. O Mensch, was bist du! Ich habe im Sinne, mir ehe das Mittagessen anfängt to pay a drink; denn die Erfahrung habe ich schon gemacht, daß das Gruseln vorherrschend erscheint, wenn es einem blöde ist, und ich glaube, ein halbes Fläschchen moussierender Moselwein, wie wir ihn gestern hatten, oder Moët & Chandon, wie ihn der Nachbar genoß, wird uns gut tun. Schade nur, daß auf dem Schiff lediglich das Essen à discrétion ist. Das Trinken kostet heidenmäßig viel, und ich habe daher in meiner heutigen Depesche [jeden Tag erhielt die Familie eine solche] von hier das Wort beigefügt: „Economize as much as possible.“ Ihr könnt ein Sparbüchlein anlegen, woraus ich bei meiner Rückkehr meinen Beutel wieder füllen kann. Das Wort ist übrigens auch eine Antwort auf den boshaften Schluß von Werners gestrigem Telegramm: You are not wanted at home.“ Am folgenden Tag wurde kein Brief geschrieben. Wie es dem Meeresreisenden zumut war, erfahren wir einen Tag später:

„Als ich gestern so dalag, dachte ich, jetzt werde ungefähr in Raincy zur Kirche geläutet. Und um im Geiste wenigstens unter meinen lieben Pfarrgenossen zu sein, habe ich die Cantiques gepfiffen und gesungen, welche vom Meere sprechen: ‚Pleine des plus beaux dons, mon âme est captive‘, und bei dem Vers des andern Liedes, worin ‚l’onde immense du bassin des mers‘ vorkommt, sagte ich mir, daß wohl die wenigsten, welche dies singen, sich dabei eine Vorstellung von der immensité dieser onde machen.“

Diese Ozeanreise war überhaupt nicht gerade sein Fall, wie man folgenden Zeilen entnehmen mag: „Etwas ärgert mich jeden

Tag: Ich muß meine Uhr um 30–40 Minuten zurücktun, je nachdem wir gefahren sind. Und wie gerne möchte ich sie einige Stunden oder Tage verschieben, um sagen zu können: Morgen sind wir drüben. Das ist doch eigentlich ein versimpelndes Leben: Essen, Trinken, Schlafen, Herumliegen und, wenn es geht, Lesen. Ich komme mir wie ein Erzlump vor und werde diese Tage, die ich dem Herrgott abgestohlen habe, wieder gehörig nachholen müssen. Ich glaube, ich käme mir weniger sträflich vor, wenn ich in einer Alphütte bei Milch und Brot die acht Tage zubrächte. Ich glaube kaum, daß man mich jemals wieder daran kriegt, ‚mit dem Wind, dem wundervollen, nach dem Lande, wo mich niemand kennt‘, wie Brüeder singt, gen Westen zu fahren.“

In Amerika angekommen, traf Hermann Herold der schwere Schlag der Nachricht vom Tode seines Bruders Robert, mit dem er einen so großen Teil seines Lebensweges gemeinsam zurückgelegt hatte. Alle die großartigen Eindrücke, die er in den folgenden Wochen empfing, halfen ihm nicht über diesen Verlust hinweg. Am liebsten wäre er mit dem nächsten Schiff zurückgefahren.

Es galt indessen, die vielen beabsichtigten Besuche zu machen. Schon am Landungsplatz stand ein Zweispänner eines Geschäftsfreundes bereit, um die Gäste ins Waldorf-Astoria-Hotel zu führen. Dessen Ausmaße machten einen gewaltigen Eindruck, und sogleich wurde ein beschreibendes Büchlein nach Europa gesandt. Der Speisesaal, der nur Herren zugänglich war, bildete ein Kuriosum für sich. Daß, von außen wenigstens, die Villa des Herrn Morgan einfacher als die eigene Villa Helvetia in le Raincy sei, wurde natürlich auch berichtet. Über die Anordnung der Räume in der großen Bank des Herrn J. P. Morgan erfahren wir folgendes:

„Es ist mir recht aufgefallen, wie im Büro alle Employés sehen, was die Patrons machen, und vice versa; die letztern sind in einer nur durch Glas geschiedenen Abteilung. Diese Einrichtung hat eher Vorteile, aber auch unangenehme Seiten; ich möchte z. B. nicht, daß bei uns jeder Ausläufer und irgend jemand, der an die Kasse kommt, sehe, was wir treiben und wie wir die Princesses, Duchesses und Comtesses bei uns empfangen. Auch gegen die Straße hinunter ist alles frei, und von der entgegengesetzten Seite kann man sehen, was bei den hohen Herren vorgeht. Man erzählt sich, daß in der gegenüberliegenden Börse die Makler beobachteten, wenn Herr Morgan und Herr Hill, einer der mächtigsten



Eisenbahnkönige, miteinander über die großen-Pacific- und Great-Northern-Probleme verhandelten, und wenn sie nach den Gesten sahen, daß die Herren hintereinander seien, verkauften sie die betreffenden Titel in großen Quantitäten, sahen sie aus wie ein Herz und eine Seele, so kaufte man so viel man konnte.“

Indem die Amerikareise der Festigung von Geschäftsverbindungen galt, gab es zahlreiche Besuche und Empfänge, von denen einige zu Schilderungen Anlaß gaben, die nicht nur damals die Familienangehörigen, sondern auch heute noch weitere Leser interessieren dürften:

„Gestern waren wir in Schenectady, wo die General Electric Co., eine besondere Freundin von uns, womit wir unsere schweizerischen Freunde Millionen haben verdienen gemacht, ihre größten Fabriken mit 18 000 Arbeitern haben. Man holte uns 1/29 Uhr per Kutsche im Hotel ab, ein Officer der Gesellschaft war unser Begleiter; 8.45 Uhr fuhren wir im Pullman Expreß der N. Y. Central Railway ab; die Reise ging mit großer Schnelligkeit dem Hudson River entlang bis Albany, der Hauptstadt des Staates New York, dann über eine große Brücke und auf der andern Seite des Flusses hinauf nach der Fabrikstadt. Dort holten uns drei Hochzeitskutschen am Bahnhof ab und führten uns in den Klub. Dort großartiges Déjeuner unter dem Präsidium von Mr. Coffin, dem Präsidenten der 300 Millionen Franken [Kapital] Gesellschaft, dann Besuch in den gleichen Kutschen in der Fabrikstadt herum, ein Muster von Ordnung und intensiver Tätigkeit. Um 4.14 Uhr Abfahrt im Empire State Expreß mit rasender Schnelligkeit New York zu, wo wir 8.30 Uhr ankamen, nach einem großartigen Diner mit Mr. Coffin im Zuge. Bilanz: acht Stunden Schnellzug, zwei Stunden Déjeuner und zirka 1 1/2 Stunden Besuch der Fabrik. Ich glaube, Ihr könnt gelegentlich die Fabrik von Fritz [Reparaturwerkstätte der S B B in Chur] mit weniger Umständen besichtigen. Aber es reist sich sehr gut auf den hiesigen Bahnen. Es sind enorme Wagen und jeder Reihe Fenster entlang Fauteuils, welche man links und rechts drehen kann. Rückt man der Endstation zu, so kommt ein Neger und putzt Deinen Pardessus, Rock und wischt den Staub von den Schuhen. A propos, würdet Ihr erstaunt sein, mit was für glanzvollen Schuhen ich herumlaufe. Man tut sie nicht heraus, sondern am Morgen geht man hinunter zum Schuhputzer, sitzt auf die Estrade in einen Fau-

teuil, und während der Neger putzt, liest man den „New York Herald“. “

Nicht minder großartig verlief der Besuch bei der United States Steel Corporation:

„Wir waren in Pittsburgh der United States Steel Corporation avisiert worden, dem berühmten Stahltrust des Herrn Morgan. Um 6.45 empfing uns ein Angestellter am Zuge, draußen wartete ein anderer mit einer Hochzeitskutsche und führte uns, während der frühere unser Gepäck auf den Pennsylvanian Bahnhof hinüber tat, nach dem Duquesne-Klub. Ihr habt Euch gewiß, wie ich, über diesen französischen Namen in der gewaltigen Industriestadt gewundert; ich erkundigte mich und erfuhr, daß Pittsburgh vor zirka 150 Jahren noch den Franzosen gehörte, und Duquesne kommandierte die Festung. Wir wurden großartig eingeführt, bekamen Zimmer, um uns zu waschen, und ich bekam zu meiner großen Freude Briefe, von Werner und Viktor ein Cable. Dann holte uns der Präsident des hiesigen Teiles der Stahlwerke, welche früher dem berühmten Carnegie gehörten und wofür er nahezu zwei Milliarden Franken bekam, mit einem Automobil ab und führte uns nach den zirka 10 Kilometer weit entfernten Fabriken. Das ist etwas Großartiges, und Fritz würde die Augen weit aufsperrern. Nur einige wenige Zahlen: Die Länge der gesamten Kamine beträgt 10 Kilometer, eines der Werke produziert täglich 3000 Tonnen = 3 000 000 Kilo Eisenbahnschienen, das andere 7000 Tonnen Stahl; Tag und Nacht läuft der Betrieb und hält nur von Samstagabend 4 Uhr bis Montagmorgen 6 Uhr an. Es ist unbeschreiblich, wie es da zugeht, wir haben prachtvolles Feuerwerk gesehen, wenn glühende Eisenblöcke von der Größe einer Kommode unter der gewaltigen Walze durchgingen, hin und her, alles per Maschinen mit enormen Kranen, bis der Block so dünn war wie eine Hand und natürlich entsprechend länger, und die Masse von Metall fliegt in äußerster Glut hin und her. Und die Hochöfen mit dem brodelnden Erze drin, das ist ganz grausig, und wenn einer der vielen enormen Kessel, so groß wie Eure Küche, mechanisch umgekehrt wird und der glühende Inhalt in die Modelle geleert wird, da möchte man meinen, man sei beim Teufel in der Hölle. Eisenbahnzüge fahren durch die Werke, Lokomotiven stoßen ganze Wagenladungen glühender Eisenerze von einer Werkstatt in die andere, und dabei ist eine wunderbare Ruhe, d. h.

bei der Mannschaft, sonst aber donnert und poltert es wie ein dreifaches Gewitter. Die Gesellschaft hat eigene Kohlenminen, eine eigene Eisenbahn von zirka 200 Kilometern nach dem Lake Erie, wo ihnen per Schiff das Erz zugeführt wird, und während wir auf der Herreise waren, hat Herr Morgan für die Steel Corporation einen Handel mit der Great Northern Railway abgeschlossen, wonach letztere der ersten nächstes Jahr 750 000 Tonnen, also 75 000 Eisenbahnwagen voll Eisenerz liefern muß usw. Die Gesellschaft hat sich dadurch Erz für über 100 Jahre gesichert.

Kommen wir zu Homestead, d. h. der Fabrik zurück. Wir sind von 1/2 10 bis 4 Uhr darin herumgewandert, mit Ausnahme einer Stunde, wo uns im Verwaltungsgebäude ein feines Mittagessen serviert wurde. Der Präsident, der Superintendent und noch ein Angestellter begleiteten uns beständig. Diese Amerikaner, welche ich bis jetzt hier sah, sind wirklich feine Kerls, gerieben in ihrem Geschäft, und man sieht ihnen die Tatkraft im Gesichte an.“

Die berühmten Schlächtereien in Chicago wurden ebenfalls besucht:

„Man sagte uns bei Armour, ihre Schlächtereien werden jeden Tag von 800 bis 1000 Personen besucht, und es sind besondere Angestellte da, welche sie truppenweise herumführen. Wir wurden vors Büro geführt, dort Mr. Armour und seinem Associé vorgestellt und dann durch einen Chef überall herumgeführt. Ich will Euch mündlich erzählen, wie es da zugeht, es würde mich sonst zu weit führen, aber das will ich sagen, daß es dort jedenfalls sauberer zugeht als bei Bouquiou oder bei irgendeinem Metzger in Chur. Dies verhindert nicht, daß ich froh war, als ich mich wieder draußen befand.

Nur einige wenige Zahlen: Armour allein metzgen durchschnittlich 6500 Schweine, 6000 Schafe und 2500 Ochsen pro Tag; 15 Minuten, nachdem ein Schwein hineingetrieben ist, liegt es schon geputzt, zersetzt in Öhrli, Schnörri, Schinken, Koteletten, Füßli an ganz verschiedenen Orten der enormen Anstalt; sie machen jeden Tag 275 000 Pfund Würste, 150 Eisenbahnwagen ihrer Produkte fahren täglich hinaus, und 275 Pferde machen die Lieferungen in Chicago selbst. In eigenen Eiswaagen führen sie das frische Fleisch nach allen möglichen Orten der Vereinigten Staaten. Jeden Tag fabrizieren sie 500 Tonnen = 50 Eisenbahnwagen voll Eis.“

Daneben blieb jedoch auch das Interesse für kleine Dinge wach, wie folgende Schilderung der damals aufkommenden Manicure zeigt:

„In jenen eleganten Barbierläden sind auch Manicures, d. h. man sieht an verschiedenen Tischlein einen Herrn und ein (natürlich wieder nettes), aber auf alle Fälle elegant angekleidetes Fräulein ihm gegenüber, und er reicht ihr die Hand über den Tisch. Ob es dabei auch vorkommt, daß:

„Reich mir die Hand, mein Leben,  
Komm auf mein Schloß mit mir“

gesungen wird, weiß ich nicht, aber was man sieht, ist, daß das Fräulein mit Messerlein und Scherlein an des Herrn Hand herumdoktert. Ich habe mich noch nicht an diese Operation gemacht, erstens weil ich es nicht für nötig erachte und zweitens beim Gedanken, wie schrecklich es wäre, dabei ‚cinematographiert‘ zu werden und die Produktion käme von mir nach Paris. Mein Ruf fiele noch tiefer als die Wasser des Niagara.“

Die Zeit reichte auch noch zu einer kurzen Fahrt nach Kanada, das einen wesentlich anderen Eindruck auf den Besucher machte:

„Montreal ist ganz hübsch zwischen dem Berg und dem St. Laurent gelegen, aber natürlich in dieser Jahreszeit nicht durch Natur genießbar. Sonst ist nicht viel los; die Straßen, wie überall hier, schlecht unterhalten, viele Trottoirs mit Brettern statt Asphalt oder dergleichen. Dem Flusse nach ist großes Leben, und ganz gewaltige Schiffe kommen von Liverpool und anderswo hier hinauf. Ich habe Euch in meinem gestrigen Briefe von der großen Glocke geschrieben, welche Emil läuten sollte, sobald er ein schönes Weibsbild sehe; es ist nicht dazu gekommen. Und ich glaube jetzt, er war selbst schuld daran. Madame wird sich an den Ausspruch einer Dame in Châtel-Guyon erinnern, wegen eines netten jungen Herrn in der Familie: ‚Je sors mon coq, rentrez vos poules.‘ Wer weiß, ob nicht eine edle Dame, als sie den netten Mimile nach Kanada hinüberfahren sah, nach Montreal telegraphierte: ‚Un beau petit coq passe le St-Laurent, rentrez vos poules!‘

Ich schrieb Euch, ich sei ins Land der Reinettes gekommen und gründete meine Idee auf die vielerlei Reinettes de Canada,



welche man in Paris verkauft und wovon wir viele Bäumlein haben. Ich hatte mir auch vorgenommen, Euch ein Faß solch feiner Äpfel zu schicken. Aber das ist wieder nur ein Schwindel. Ich habe in ganz Montreal in den schönsten Fruchteläden keine einzige Reinette gesehen und auch in Quebec nicht. Statt derselben sah ich in Montreal eine Unmasse Crachoirs oder ‚Speuztrückli‘; man muß in den Restaurants aufpassen, daß man nicht darüber stolpert; denn sie stehen nicht bloß bei jedem Tischchen, sondern überall mitten im Wege. In den Vereinigten Staaten sieht man überall angeschlagen: ‚Wer auf den Boden spuckt, setzt sich einer Strafe von 100 Dollars oder Gefängnis oder beidem zusammen aus.‘ Dies sollte man in Frankreich anschlagen und auch durchführen.“

Daß der sonntägliche Kirchgang auch in Quebec nicht fehlen durfte, zeigen folgende Zeilen:

„Ich habe heute Mr. Maluski [dem Pfarrer] geschrieben, daß wenn jeder Protestant in Raincy und Umgebung sich so viel Mühe gäbe, um in die Kirche zu kommen, wie wir heute, wir sofort bauen müßten. Im Hotel wußte man nichts, im Adreßbuch sind nur Geschäftssachen, und so machten wir uns in dem schmelzenden Schnee auf die Suche; nach vielen Hin- und Hergängen und Fragen fanden wir endlich eine französische protestantische Kapelle, aber der Gottesdienst war erst um 1/2 11 Uhr, und es war erst 9 Uhr. Vom Spaziergehen war keine Rede, und so tappten wir ins Hotel zurück und trockneten unsere Schuhe. Zum neuen Kirchgang erlaubten wir uns ein Wägelein. Als wir in das Kirchlein traten, waren etwa drei Personen da, der Herr Pfarrer zeigte uns einen Platz, die Frau Pfarrer brachte uns Gesangbücher, und vor uns lagen Bibeln mit der Überschrift: Église catholique réformée. Sie scheinen zwar erst vor zirka 30 Jahren gedruckt worden zu sein, haben aber noch auf der ersten Seite gedruckte Certificats von 1701 von zwei Doktoren der Theologie, curés in Paris, und vom Erzbischof von Paris, Kardinal de Noailles, daß man sie dem Publikum geben dürfe. Ich habe den Leuten eine abgekauft und bringe sie nach Raincy. Mittlerweile vermehrte sich das Auditorium auf zirka 20 Personen, und man begann. Zum Singen stand man auf, zum Gebet blieb man sitzen. Der erste Cantique ging nach der Melodie ‚Pleine des plus beaux dons‘ und heimelte mich schon an; der zweite war auch einer unserer einfachen Cantiques mit hübscher Melodie, dessen Text mir aber gerade entfallen ist.



Von der Predigt habe ich rein nichts verstanden, sie haben hier eine widrige Ausspruchsweise, ‚âme‘ und ‚homme‘ tönen gleich, und dann verschlucken sie viel. Emil sagt jedoch, ich habe nicht viel verloren. Daß der Herr Pfarrer eine große Freude an uns hatte, ist wohl selbstredend.“

So eifrig wie Hermann Herold Briefe nach Hause schrieb, so sehr war er auch darauf bedacht, solche von seinen Angehörigen zu erhalten. Er legte größten Wert darauf, daß ihm seine umfangreiche Post überallhin nachgeschickt wurde. So kann er denn auch berichten, daß er auf der Rückfahrt von Quebec nach New York im „Jahresbericht 1905 der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden“ gelesen habe. Daneben hatte er aber wohl offenbar auch Zeit, über die idyllische Seite des Schlafwagensfahrens nachzudenken, worüber er folgende zwei Anekdoten berichten konnte:

„Apropos, von diesem Sleeping Car muß ich Euch doch zwei Geschichtlein erzählen: Die hiesigen Wagen sind viel größer als die europäischen, in der Mitte geht ein Gang und rechts und links sind die Betten, in zwei Etagen, breit genug für zwei Personen. Da schlafen nun Männlein und Weiblein gegen den Gang, nur durch einen Vorhang geschützt. Da reiste nun einmal ein Hochzeitspärlein, und in der Nacht mußte die junge Frau hinaus. ‚Aber wie soll ich dein Bett wieder erkennen?‘ frug sie ihren Mann. ‚Ich werde ein Bein zum Vorhang hinausstrecken.‘ Aber o weh! Als die junge Frau in den Schlaftteil zurückkam, guckte aus jeder Couchette ein Bein hervor, man hatte die Abmachung gehört. Hat sie ihren Mann dennoch gefunden?“

Ein anderes Mal reiste ein alter Holländer und hatte eine Couchette im oberen Teil. Auf der anderen Seite des Wagens waren einige übermütige Gymnasiasten. Auch der Holländer hatte ein Bedürfnis und mußte hinaus, Häfeli hat's da natürlich keine. Während er draußen war, wechselten die Bürschlein die Leiter und stellten sie zur Couchette nebenan. Der Holländer kommt schlaftrunken und steigt hinauf in die Couchette einer Dame! Mords Hallo, und der gute Mann wäre beinahe zum Wagen hinausgeworfen worden.“

Im letzten Brief aus New York wurde der Gesamteindruck wie folgt zusammengefaßt:

„Ich will aber wenigstens noch kurz meine Eindrücke von dem

fünfwöchentlichen Aufenthalt zusammenfassen und sagen, daß ich bis jetzt nicht bereue, hieher gekommen zu sein. Ich habe die Amerikaner und ihr Wesen nun in der Nähe kennengelernt und muß sagen, daß es ‚a great country‘ ist, wie sie selbst gerne sagen. Es ist hier alles gewaltig, aber die Leute scheinen dabei in ihrem Elemente; unverzagt, tatkräftig und zielbewußt nehmen sie die Dinge in ihre starken Hände. Aber dabei geht es auch überall sehr rücksichtslos zu, das Recht des Stärkeren gilt, und Schalmeyenbläser gehören nicht in dieses Land. Dazu müssen wir uns Rendezvous geben auf der Churer Alp oder am Chemin des amoureux in Raincy. Es ist für mich sehr interessant gewesen, dieses Land, seine Bewohner und seine Einrichtungen zu sehen, aber ich bin doch lieber in Paris. Und die Amerikaner geben uns den besten Beweis, daß wir darin recht haben, indem sie jedes Jahr in hellen Scharen nach Europa kommen.“

#### 6. Die letzten Monate in Paris, Kriegsausbruch, ein „Spionagefall“, Rückkehr in die Schweiz

1913 sprach Hermann Herold den anderen Teilhabern der Bankfirma Morgan, Harjes & Cie. gegenüber den Wunsch aus, sich in absehbarer Zeit vom Geschäft zurückzuziehen. Als geeigneter Zeitpunkt wurde der 31. Dezember 1914 gewählt. Durch den Kriegsausbruch brachten die letzten Monate eine ganz gewaltige Arbeitslast. Während im August und September große Pariser Kreditinstitute nicht mehr zahlten, standen die Kassen der Morganbank stets offen. Sie hatte überdies den Amerikanern in ganz Europa Geld zu schicken, weil diese trotz der besten Kreditbriefe nirgends etwas bekamen. Dadurch stieg der Ruf der Firma enorm an, und die ersten Kriegsmonate brachten ihr eine große Zahl neuer Kunden, Depots und wichtiger Geschäftsbeziehungen.

Als Vorsichtsmaßnahme wurde eine Zweigniederlassung in Bordeaux aufgezogen, wohin sich ein Associé begab. Die Arbeitslast der anderen war um so größer. Die Bank hatte gewaltige Summen flüssiger Mittel zu verwalten, was Hermann Herold veranlaßte, scherzweise seinen Angehörigen zu melden, daß man die Hosen, die er damals trug, dem Rätischen Museum schenken könne, indem sie auf 20 Millionen in Banknoten gegessen hätten.

Man glaubt sich in die jüngste Zeit versetzt, wenn man erfährt,

wie damals alles aus Paris wegreste, das durch die Nähe der Deutschen in Compiègne und Senlis stark bedroht und durch die Bombenabwürfe beunruhigt war. Die Regierung sowie die meisten Gesandtschaften, auch die schweizerische, waren nach Bordeaux abgereist. Die fünf Söhne Herold waren in der Schweiz, vier von ihnen im Militärdienst. Die Akkumulatorenfabrik des einen Sohnes hatte Einquartierung, das Waisenhaus wurde zur Aufnahme von Verwundeten hergerichtet. Die meisten Bekannten waren entweder verreist oder ins Hotel gezogen, diejenigen, deren Geschäfte ruhten, bemühten sich um die schweizerische Hilfsaktion und um die französischen Verwundeten. Der Verkehr mit Paris war bis gegen Ende August 1914 noch recht gut, dann aber wurde er durch den Transport von privaten Flüchtlingen und Verwundeten gestört. Die Postverbindungen nach der Schweiz waren zufriedenstellend; hie und da mußte allerdings der „Freie Rätier“ nachgefordert werden. Gegen Ende August wurde es schlimmer. Wagen und Pferde wurden alle requiriert. Eine Bekannte, die nach der Schweiz reisen wollte, hatte zwölf Stunden an den Schaltern der Gare de Lyon zu warten.

Die Atmosphäre war sehr gespannt, wie selbst derjenige Einwohner von Raincy erfahren sollte, dem die Gemeinde die protestantische Kirche, ein Waisenhaus, das Gemeindehaus und den Spital zu verdanken hatte. Anfang September 1914 läutete es eines Abends spät. Draußen standen zwei Militärautomobile mit Soldaten und einem halben Dutzend Männern mit Militärzeichen. Der Häuptling sagte, er sei der Commissaire de police du gouvernement militaire und habe Herrn Herold zu sprechen. Es wurde ihm vorgeworfen, er sei als Spion denunziert, er habe Brieftauben, drahtlose Telegraphie und mache Luftzeichen. Die Ausweispapiere wurden ihm abgenommen, und er mußte sofort mit seiner Frau ins Gemeindehaus gehen. Dort wurde er in das Untersuchungszimmer der Polizei geführt, und der Häuptling verschwand. Nach einer halben Stunde kam ein Offizier zurück und entschuldigte sich, es handle sich um einen Irrtum.

Der Bürgermeister von Raincy ließ eine öffentliche Rechtfertigung anschlagen, die hier wiedergegeben sei:

„Chers Concitoyens,

Un incident profondément regrettable s'est produit au Raincy, et a ému douloureusement la population.

Une campagne odieuse et anonyme était menée depuis quelque temps contre un des plus honorables habitants de notre Ville, dont le nom seul est synonyme de bienfaisance et de générosité: M. Hermann Herold.

Ces perfides calomnies ont eu une conséquence déplorable: l'Autorité Militaire, obligée de se rendre compte de la valeur de ces accusations, s'est livrée à une enquête très approfondie.

Cette enquête a démontré d'une façon absolue la fausseté de ces dénonciations et spontanément l'État-Major a adressé à M. Herold, avec ses excuses, les regrets que lui causait ce malentendu.

Mais nous, représentants du Raincy, nous avons un autre devoir à remplir: c'est de faire connaître publiquement l'indignation et le mépris que doivent causer à tous les honnêtes gens, les manœuvres misérables qui ont provoqué l'incident déplorable dont M. Herold a été victime.

M. Herold habite le Raincy depuis 33 ans. Associé de la célèbre Banque Américaine Pierpont Morgan, il est de nationalité Suisse, ainsi que Madame Herold et ses enfants; ses fils sont mobilisés et ont pris leur rang dans l'Armée Fédérale Suisse, son gendre né à Bukarest est également sujet Suisse.

Est-il besoin de rappeler tous les bienfaits dont M. Herold a comblé notre Ville? Cet homme de grand cœur fait de sa fortune un usage admirable. Nous avons donc la ferme espérance que toute la population s'associera à la protestation que nous arrachent les indignes calomnies répandues contre une famille qui n'a jamais eu à l'égard du Raincy, que des procédés d'une touchante délicatesse et d'une inépuisable bienfaisance, et qui, pour cette raison a droit au respect de tous.

Le Raincy, le 12 Septembre 1914.

Pour le Conseil Municipal, Le Maire, Ch. Gallet."

Geraume Zeit später hatte die Angelegenheit noch ein Nachspiel. Im französischen Senat wurde am 24. März 1916 durch Herrn Gaudain de Villaine Hermann Herold als Spion bezichtigt. Dem Vorwurf lagen Mitteilungen einiger Einwohner von Raincy zugrunde, die sich für vermeintliche Zurücksetzungen rächen wollten, die sie bei Gemeindewahlen erlitten. Auch spielte die Rache klerikaler Kreise mit, denen die protestantische Gemeinde in Raincy ein Dorn im Auge war. Das Lokalblatt gab eine Extra-



nummer mit den Anschuldigungen heraus, auf die in Raincy wohnenden Söhne wurde mit Fingern gezeigt und vor ihnen auf den Boden gespuckt. Der interpellierende Senator konnte nicht belangt werden, indem er seine parlamentarische Immunität vorschützte. Es bedurfte besonderer diplomatischer Schritte zur erneuten Rechtfertigung.

Gegen Ende September war es in Paris wieder ruhiger geworden. Ein reicher Obstsegen wurde eingeheimst, in der Ungewißheit allerdings, wer dereinst sein Nutznießer würde. Die Arbeit auf der Bank dauerte unvermindert an und wurde vollständig vom ältesten Associé geleitet, der bis zum letzten Tage voll beschäftigt war. Wie es ihm bei seinem Rücktritt zumute war, mögen folgende Zeilen aus einem Brief nach Chur zeigen:

„Kennt Moritz [ein Neffe] die Geschichte vom römischen Konsul Cincinnatus? Er hat, nachdem er als Feldherr der Römer eine wichtige Schlacht gewonnen hatte, sein Amt niedergelegt und ist zum Pfluge zurückgekehrt. Viele betrachteten es als Narrheit, andere rechneten es ihm zum Ruhm an. Ich bin noch lange kein römischer Konsul gewesen, aber doch von einer großen, vielbeneideten Stellung zurückgetreten, nicht gerade zum Pfluge, aber doch, um in der Allgemeinheit zu verschwinden; viele werden denken, ich sei ein Narr, aber Ihr, la chère Louise und le père Schwarz, sagt, ich habe wohl getan, und dies genügt mir. Ich habe im gewöhnlichen Leben, im kleinen und im großen, oft gesehen, daß das ‚Hosiannah‘ und das ‚Kreuzige ihn‘ nicht weit voneinander sind und daß es besser ist, man reite nicht zu weit nach Jerusalem hinein.“

Die ersten Tage des Ruhestandes waren der Erledigung aufgelaufener Geschäfte gewidmet. In Briefen nach der Schweiz wurde über einen Sohn, der seinem Vater gegenüber sich nicht durch die gewünschte Schreibfreudigkeit auszeichnete, eine Zahlungssperre verhängt; über die Schwiegertöchter fiel das Urteil, daß sie immerhin etwas deutlicher schreiben, wiewohl man ihnen anmerke, daß sie nicht in Chur zur Schule gegangen seien. Die ersten Schreibkünste der Enkel wurden mit angemessenem Lob bedacht. Bei den in Paris verbliebenen Enkelkindern wurde streng darauf Bedacht genommen, daß sie französisch sprechen, um nicht den geringsten Anlaß zu Verdächtigungen zu geben. Daß Weihnachtsgrüße aus der Heimat wie Birnbrot und gestrickte Woll-



socken gut anlangten, zeigt, daß die Verbindungen immer noch klappten.

Mitte Januar 1915 trat Hermann Herold mit seiner Frau eine größere Reise durch Frankreich und nach der Schweiz an, von der er beschauliche Briefe schrieb, die er „les épîtres du père fainéant“ nannte. Die Reise führte nach Südfrankreich. In Hyères bot sich Gelegenheit zum Ausruhen im Golfhotel, das einer französisch-schweizerischen Gesellschaft gehörte und eines der wenigen war, die nicht als Lazarette betrieben wurden. Statt 300 Leuten wie früher in dieser Jahreszeit zählte es allerdings nur etwa 30 Gäste. Darunter fanden sich, wie meistens an solchen Orten, weitläufige Bekannte: ein alter Courtier, der von älteren und jüngeren Damen umgeben seine Jugendfrische bewahrte, eine Klientin aus der französischen Aristokratie, die in der Nähe ihres invaliden Bruders weilte und den alten Bankier fragte, wieso ihre amerikanischen Aktien nichts abwürfen. Es war ihr begreiflich zu machen, daß ein Nouveauté-Warenhaus in Kriegszeiten kein gutes Geschäft macht. Ein besonders anschaulicher Bericht wurde von einer Reise nach der Insel Porquerolles gegeben, der hier nicht vorenthalten sei:

„Pour hier Mardi nous avons commandé notre petit déjeuner pour 7 heures, mais à 7 heures il n'y avait encore rien et comme l'Autobus devait quitter la ville, distante d'une bonne demie heure, à 8 heures nous partions le ventre creux. L'Autobus s'est amené à 8½ heures ce qui nous a permis de prendre une tasse de café dans un bar, avec un croissant. Nous n'osions pas trop nous mettre en route car le ciel n'était pas clair et le baromètre baissait. Mais fidèle au mot d'un grand Romain, que j'ai appris il y a 50 ans et qui dit je crois fortem fortuna adjuvat, nous osâmes. Je ne conseillerais pas à une dame qui attend un bébé de se mettre dans cette boîte sans prendre la sage-femme avec. Arrivés après une demie heure de cahotement à travers la presqu'île de Gien à la Pointe fendue, nous vîmes au point d'embarquement un bateau minuscule et en face de nous des vagues assez rondes. Maman m'a demandé ‚Wemmer ächt?‘ et j'ai répété dans ma langue favorite: fortem fortuna adjuvat, du reste ce n'était que pour une demie heure. On embarquait encore dix demi-fûts de vin, et une dame; avec cela il y avait le capitaine et deux matelots, et puis en route. Le bateau avait vraiment l'air d'une coquille de noix sur les flots.

Après une course charmante sous une bonne bise, et le soleil se montrant de plus en plus nous abordâmes à l'île de Porquerolles qui appartient à Mr. F. dont Mr. Max Jacob nous a raconté comment il a fait un grand nombre de millions par la découverte d'une mine d'argent au Mexique. Il a des serres et des volières superbes et entre autres un champ de 80 000 plants d'artichauts. Nous allâmes jusqu'au phare d'où l'on nous renvoyait militairement mais poliment. A 2 heures la coquille repartait, cette fois à la place des tonneaux avec une demi douzaine de bonnes femmes du pays parlant une langue incompréhensible. C'était vraiment beau, la mer roulait davantage mais nous étions déjà vieux marins, nous avions Hyères et une grande partie de la côte en face de nous, le tout éclairé par un soleil magnifique. — Pour le retour l'Autobus était plein, même au delà et le voyage nous a rappelé les courses en diligence dans les montagnes. Tout se passait à la bonne franquette, les paquets on les mettait sous les banquettes et aux stations le conducteur les cherchait sous les jambes des voyageurs, dames ou hommes. A chaque station le personnel disparaissait, 'Eina ga neh' et malgré qu'il n'y avait que 8 places bien juste nous étions 10 et 11 et pendant un certain temps une demoiselle à côté de moi, naturellement très gentille, a pris une de ses amies sur ses genoux pour faire encore une place. A la longue j'étais presque tenté de lui offrir les miens et peut-être j'aurais fait hopp hopp, comme avec mes petits-enfants. — Nous sommes descendus, malgré ces tentations, à mi-chemin, pour aller voir l'établissement de San Salvadour, c'est magnifique, un hôtel grandiose dans un paysage féérique sur la mer. Naturellement le portier était Suisse et le Gérant aussi ce qui fit que nous fûmes conduits partout avec une grande amabilité. Le Chemin de fer Sud-France qui va de Toulon à St-Raphael nous ramenait à la nuit à Hyères."

Von hier weg führte die Reise nach Nizza. Angesichts des schlechten Wetters spielte das Briefe- und Kartenschreiben eine große Rolle, „la diarrhoe de cartes comme Maman appelle cela, dans mon langage fleuri je le désigne sous le nom d'explosion de souvenirs“. Auch fehlte ein Ausflug nach Monaco nicht, das schon damals durch seine teuren Preise auffiel. Die Wache am Schloß erschien als der Inbegriff des Lächerlichen, indem sie aus einem Mann in gewöhnlichem Mantel mit „Melone“ auf dem Haupt und Gewehr bestand. Die alten Kanonen schienen dazu bestimmt zu

sein, die Fische im Meer zu erschrecken. Die üppige Natur und eine Wagenfahrt im Zweispänner boten herrliche Eindrücke.

Im Februar 1915 wurde die Schweiz erreicht, und die Rundreise zu den Verwandten begann, bei denen es natürlich viel zu berichten gab. Es folgten Aufenthalte in Thun, Ermatingen und Rapperswil. Im Sommer wurde eine Reise über die Gemmi gemacht, wo der jüngste Sohn als Artillerist im Militärdienst war. Es schloß sich ein Aufenthalt auf der Lenzerheide an, wo ein großer Teil der Nachkommenschaft zu Gast war. Im Herbst wurde eine Reise ins Berner Oberland und über die Furka unternommen. In Gletsch befanden sich zu gleicher Zeit einige Herren der früheren französischen Furkabahngesellschaft, die sich vor dem Kleinaktionär, der Geld verloren hatte, ein großes Essen gönnten und Champagnerflaschen leerten. Nach einem Aufenthalt in Bern kam die Zeit der Weinlese, die immer ein besonderes Ereignis bedeutete. Den Rebbergbesitzern, die keine Kinder zur Weinlese kommen lassen wollten, galt folgender scharfer Tadel:

„Si j'ai éprouvé du plaisir à l'occasion de ces vendanges, j'ai aussi eu du regret, c'est de constater qu'il y avait aussi des jean-fôûtres dans ma ville natale. Il paraît qu'il y a des gens qui ne veulent pas d'enfants pour les vendanges parce que disent-ils, ils mangent trop de raisins et d'autre part tante Nuschi m'a dit que leur facteur avait raconté que ses trois enfants étaient rentrés Lundi soir en pleurant parcequ'ils n'avaient pas osé manger un seul raisin. C'est amer, d'en cueillir toute la journée pour d'autres et de ne pouvoir en manger. J'appelle cela: semer des anarchistes.“

Der Rest des Jahres wurde bei den Verwandten in Chur und St. Gallen verbracht. Während des folgenden Winters nahmen Herr und Frau Herold im Hotel „Silvretta“ in Klosters Quartier, was sie in der Folge auch andere Winter taten und wo sie immer einen netten Kreis von Schweizern aus der Schweiz und aus dem Ausland fanden. Einige Zeilen aus einem Brief vom 5. Februar 1916 mögen den Parsennfahrer von heute interessieren:

„Hier j'ai de nouveau passé une journée comme je les aime; seul avec mon guide j'ai traversé les alpes, non pas vertes et fleuries, mais sous le manteau blanc de l'hiver et quand je suis monté pendant 4¼ heures de Wolfgang jusqu'au sommet de la Weissfluh (2856 mètres) j'ai pu donner libre cours à mes pensées au passé, au présent et à l'avenir. Et j'ai pu constater que les pensées

ont véritablement des ailes, et qu'un gros bonhomme de 64 ans n'en a pas, car ce n'était pas facile, la neige n'était pas assez gelée et l'enfoncement très fréquent jusqu'aux genoux et même jusqu'au ventre m'a bien rappelé à la réalité.

Et il m'a bien été rappelé la leçon qu'il faut chercher ses satisfactions en dedans et non pas dans des jouissances extérieures, car arrivés sur le sommet, une tempête qui soulevait des tourbillons de neige poudrée, nous aveuglait et nous forçait de redescendre et souvent j'étais obligé de m'appuyer sur ma canne pour ne pas être renversé. Et quelle ironie ! Pour une fois que je voulais me régaler d'une bouteille de champagne, il n'y avait pas moyen. Même plus bas, quand il y avait un arrêt du vent et que nous déballions, en un clin d'œil une rafale a couvert nos provisions, de sorte que nous sommes arrivées à la cabane Parsenn à 3¼ heures sans rien dans le ventre. Là, nous nous sommes payés une soupe Maggi, des œufs sur le plat et un café noir et puis en route pour Wolfgang. En passant je me suis fait montrer l'endroit où il y a un an une caravane d'écoliers de Schiers s'est fait imprudemment ensevelir sous une avalanche. La descente était encore plus enfonçante que la montée, car le soleil avait rendu la neige plus molle, mais c'était quand même moins fatigant et j'avais seulement l'occasion de constater que mes jarrets sont encore solides. A Wolfgang nous nous sommes assis sur nos traîneaux et descendus à Klosters d'une course rapide. La bouteille de Champagne est dans une pièce voisine et attend une occasion avec Joggi ; il doit être doublement bon, un peu comme le vin de Porto qui a fait le voyage du Cap de Bonne Espérance. Et pour terminer mon récit je vous citerai une pensée de Segantini qui m'est revenue à l'esprit sur ces hauteurs sereines :

„Wer wird je einen Maler kennen, der es vermöchte, die tiefe Rätselwelt des Ätherblaus in ihrem Lichtglanz zu erkennen ?“

Aber auch von Frau Herold gab es diesmal etwas zu erzählen, weshalb der Briefschreiber fortfuhr :

„Là-dessus je devrais m'arrêter, mais la journée d'aujourd'hui a ajouté une page glorieuse aux annales de la famille. Vous avez sans doute déjà apprécié les qualités de votre mère, mais vous ne vous doutiez pas qu'elle serait un jour l'héroïne d'une course

sur luges et qu'elle aurait le premier prix de dames ! Je n'ai pas pu me retenir de vous le télégraphier et je puis me figurer le halloh que la nouvelle produira à la villa Helvetia et chez les amis. Quand vous verrez votre mère dans la „Zürizitig“, vous allez sans doute faire imprimer la notice en grosses lettres et placarder à la porte de la maison. Le prix était un petit bocal en argent pour liqueurs.

J'ai seulement peur que ce succès monte à la tête de votre illustre mère et que je serai obligé de suivre avec elle toutes les courses de St. Moritz, Engelberg et je ne sais où. Et j'ai un peu l'idée qu'elle voudra maintenant faire sa rentrée à Coire ou à Zurich en traînant après elle sa petite luge de gloire. La bouteille de champagne aura maintenant trouvé un emploi très propice et auquel nous n'aurions pas pensé lors de notre abstinence forcée d'hier.“

## 7. Die letzten Lebensjahre in der Heimat 1915–1940

### Der Bürger und Familienvater

„Kellers Vaterlandsliebe war nicht wie die Meyers ein stilles Leuchten; sie war Glut. Sie wärmte, sie prasselte, sie leuchtete. Sie war wie die Liebe eines Kindes zu seiner Mutter; sie blieb unberührt von schmerzlichen Erfahrungen, und nur in ihren Äußerungen wandelte sie sich. Dem Stolz ist bei ihm Demut zugesellt.“

(Jonas Fränkel, Gesamtausgabe von  
Gottfr. Kellers Werken, Einleitung  
XXVIII.)

Mit den Worten, die sein Biograph Gottfried Keller widmet, läßt sich auch die Liebe Hermann Herolds zu seinem Vaterlande, ganz besonders zu seinem Heimatkanton Graubünden und zu seiner Geburtsstadt Chur kennzeichnen. Zeitlebens erinnerte er sich daran, daß er ihr Sohn sei, ein Sohn, dem es, was er immer zu betonen pflegte, unverdient gut gegangen sei. In der Umwelt, in die er geboren ward, brachte er es auf fast 90 Jahre. Aus dem Ausland kehrte er alljährlich in die Ferien zurück, besuchte die Eltern, so oft er nur konnte, blieb in regstem Briefwechsel, hielt sich den „Freien Rätier“ zeitlebens und ließ sich Obst und Wein nebst heimischen Würsten regelmäßig nach Paris kommen. Wenn er abends von seinem Schreibtisch aus über die vielen Hügel und



Berge des Oberlandes der untergehenden Sonne in ihrer immer neuen, großartigen Schönheit nachblickte, durfte er sich mit größter Befriedigung sagen: „Das ist meine Heimat, und Chur, mein Chur, erhält immer den letzten Sonnenstrahl.“ Es war sein Lebenswunsch, im Lürlibad seiner Tage Lauf zu beschließen. In schönster Weise ist er in Erfüllung gegangen, über 25 Jahre durfte er dort leben und wirken.

Manchem, dem er sich gerne gewidmet hätte, stand seine Schwerhörigkeit entgegen. Sie verhinderte ihn, die Sonntagspredigt zu besuchen. Er ließ sie sich von der Familie erzählen und feierte seinen Sonntag nicht weniger würdig. Schon Samstagabend sah man ihn oft hinter St. Martin die Hand am Ohr den Glocken zuhören vom ersten bis zum letzten Schlag. Sonntags richtete er seine Schritte in Chur oder in Parpan regelmäßig der Kirche entgegen. St. Martin war seine Kathedrale. Sein Vater, Dekan Leonhard Herold, hatte dort 50 Jahre lang gepredigt, dort ward er getauft, konfirmiert, dieses Gotteshaus sollte seinen Stifter haben. Längst bedurfte es einer gründlichen Renovation. Die Kirchgemeinde konnte sie nicht allein durchführen. Freudig sprang Hermann Herold ein, ermöglichte die Renovation des Turmes, eines Wahrzeichens seiner Vaterstadt, der eine neue, spitz aufstrebende Form erhielt. Augusto Giacometti wurde mit der Ausführung dreier Glasscheiben auf der Südseite des Schiffs betraut. Sie mögen etwas dunkel ausgefallen sein; aber sie geben dem Raum eine Würde und Innigkeit, wie sie nicht manche Schweizer Kirche bietet.

Es entsprach ganz dem Wesen und Bestreben Hermann Herolds, vorzugsweise den protestantischen Kirchen seiner Heimat behilflich zu sein. Den Gemeinden wollte er dienen, ihre sonntägliche Versammlung ausgestalten, erbauen im wörtlichen und übertragenen Sinne. Parpan, Langwies und andere Kirchen in den Bergtälern fanden in ihm einen bereiten Helfer. Als er auch von katholischer Seite begrüßt wurde, antwortete er einmal, der Bischof solle im Fürstenwald zwischen Chur und Trimmis einige Tannen abschlagen lassen, dann erhalte er die Mittel. Beim Bau der neuen katholischen Kirche auf der Lenzerheide half er aber auch mit.

Wer die Geschichte Graubündens der letzten Jahre kennenlernen möchte, kann an dem zähen Kampf um ein Kantons-spi-tal nicht vorübergehen. Oft unschön, doch deutlich, bedauer-

lich, aber ausgeprägt zeigen sich in ihm der Partikularismus und Konfessionalismus Alt fry Rätians, ein Stück echter Bündner Geschichte. Man erinnert sich des vortrefflichen Bildes, das Joh. Fabricius, der Bündner Reformator, in seinem Briefe vom 21. Oktober 1560 an den Zürcher Reformator Heinrich Bullinger von seinen engern Landsleuten entwarf: „Reipublicae forma non est sub coelo talis qualis apud nos in Rhetia.“ Herr Prof. Pieth hat die Akten über die Entstehung des bündnerischen Kantonsspitals im „Bündnerischen Monatsblatt“ von 1929 in verdienstvoller Weise zusammengestellt.

Hermann Herold kannte dieses Hin und Her, dieses Handeln und Händeln. Sein erfolgreiches Leben gab ihm die Mittel, sein Bündnerschädel die Kraft, in entscheidender Weise einzuwirken. Es mußte vor seinen Augen ein Werk bündnerischen Gemeinsinnes entstehen. Wer dessen Notwendigkeit verneinte, war wider ihn und wurde ähnlich klassiert wie etwa früher die Widersacher der Ostalpenbahn. An der Höhe seines Beitrages gemessen steht er wohl hinter seinen beiden Schulfreunden Cadonau und Allemann zurück; aber seine Energie war die treibende. Wiederholt besprach er sich mit den Freunden, mit Anton Cadonau wurde alles genau beraten. Es war für Graubünden ein außerordentlich günstiger Zufall, daß dieser größte Wohltäter gerade anfangs 1929 starb, in einem Zeitpunkte, wo die amerikanischen Papiere, woraus sein Vermögen bestand, noch sehr hohe Kurse aufwiesen. Arme Kranke, krüppelhafte Kinder, alte Leute und andere Bedürftige zogen und ziehen aus amerikanischem Spekulantentum Nutzen. Oft schien es, daß die Spitalfrage gar nicht vorwärtsgehe, bald schrieb ein Politiker, bald eine ärztliche Autorität gegen den geplanten Neubau. Diese Artikel lösten Schritte Hermann Herolds im Grauen Haus bei den zuständigen Regierungsräten Ganzoni und Nadig die er mit sich einig wußte, aus; ja als hoher Achtziger ging er noch, allerdings ohne Namensnennung, unter die Zeitungsschreiber, um einer unerfreulichen Polemik das ihm nötig scheinende Gegengewicht zu geben. Niemand war froher als er, als von ungenannt sein wollender Seite dem Kanton noch weitere 200 000 Franken in Aussicht gestellt wurden, wenn der Spitalbau bis zu einem bestimmten Zeitpunkt in Angriff genommen würde. Zugleich herrschte Arbeitslosigkeit im Lande, und endlich bewilligten auch die Behörden die ihrer-

seits noch notwendigen Kredite. Die letzten Spaziergänge im Januar 1940 führten den unermüdlichen Förderer zum Arlibon hinaus, wo er sich noch den ganzen Rohbau zeigen lassen konnte. Am Aufrichtfest hatte er noch teilnehmen können. Der Eröffnung am 14. April 1941, einem strahlenden Ostermontag, konnte er nicht mehr beiwohnen.

Mancher lächelt über Schweizer, die allen Gedenkfeiern nachspringen, sich gerne auf Festwiesen tummeln und am liebsten vaterländische Lieder auf Grammophon und Radio hören. Es ist nicht immer leicht, neben dem augenfälligen äußerlichen Erleben auch an ein innerliches zu glauben. Dafür, daß das eine das andere nicht ausschließt, war Hermann Herold ein Beispiel. Alle großen Schlachtfeiern der letzten Jahre wollte er mitmachen: 1915 Morgarten, und wie ein Kind freute er sich, als er ein Stück weit dank dem ihm befreundeten Bundesrat Calonder mit diesem und Bundesrat Motta im Auto der höchsten Magistraten des Landes fahren durfte. Wie er 1899 für die Calvenfeier aus Paris hergekommen war, begab er sich 1926 zu den Festlichkeiten in Murten. Zu Fuß und mit Taxis suchte er zusammen mit einigen seiner Enkel die Stätten auf, wo Karl der Kühne geschlagen wurde, bei größter Hitze galt es oft, irgendeinen Gedenkstein oder eine Stätte der Erinnerung irgendwo im Schweizerland aufzusuchen. An Tagungen historischer Vereine suchte er so oft als möglich teilzunehmen, in Disentis, in der Herrschaft zusammen mit Generalstabschef Sprecher, seinem Kameraden aus der Rekrutenschule, kurz vor dessen Tod. Als im September 1930 an einem wunderbaren Herbsttage das Bündnervolk auf Jörgenberg Anton Cadonau durch Einweihung einer Gedenktafel in einem Volksfest dankte, war Hermann Herold auch dabei. Ebenso ließ er es sich nicht nehmen, als Sechsendachtzigjähriger zur Schanfigger Bsatzig nach St. Peter zu fahren und den schmalen Pfad zu den Festbühnen hinaufzusteigen. Daß der Landammann seine Anwesenheit merkte und in der Ansprache erwähnte, hörte er nicht; aber er mußte sich willkommen fühlen. Der Besuch der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Bern 1925 mit den Festaufführungen und der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1939 waren Höhepunkte in seinem Leben. Die Bündner Tage wollte er vom Anfang bis zum Ende miterleben. Bei den Aufführungen saß er in der vordersten Reihe und hielt bis zum Schluß aus, obwohl seinem schwachen Ge-

hör das meiste entging. Aber die Schweizer Hymne aus dem Calvenspiel nahm er auf, und neben seinem alten Schützling Otto Barblan, der sie hinreißend dirigierte, war wohl er einer derjenigen, denen sie am tiefsten ging. Im Festzug mitzumarschieren, wollte er sich trotz seiner 88 Jahre nicht nehmen lassen. Obwohl gut zu Fuß, war ihm der Schritt, den die jungen Kantonsschüler anschlugen, doch zu rasch, und nach einigen hundert Metern mußte er den Festzug von der Seite her ansehen gehen. Beim Bankett war er jedoch auch wieder dabei. In solchen Fällen war er von einer erstaunlichen Ausdauer. 1937 wohnte er einer „Tell“-Aufführung der Churer Kantonsschüler bei. Obwohl er kaum ein Wort verstehen konnte, hielt er es ganze fünf Stunden aus. Das Miterleben einer geliebten Handlung war ihm genug.

Überall wo es galt, den Sinn für die Heimat zu wecken, war er dabei: ein Liederbuch für die Ferienkolonie der Stadt Chur, eine Reihe Vorträge von Prof. Pieth über Graubünden als Kriegsschauplatz 1799–1800, Biographien berühmter Bündner und größere Werke, wie die Graubünden betreffenden Bände des „Bürgerhauses in der Schweiz“, genossen seine materielle Unterstützung. Das Fontanadenkmal in Chur wäre ohne ihn kaum möglich geworden.

Ganz besonders widmete er sich fast seit der Entstehung dem schweizerischen Nationalpark, in dem er sich fast alle Jahre durch Parkwächter Langen herumführen ließ. Den Piz Quatervals bestieg er als Achtundsechzigjähriger, über Murtèr ging er zum letztenmal, als er 80 Jahre überschritten hatte. Parkwächter Langen hatte schon vorher eine gute Flasche Weißwein auf dem Grat oben an die Kühle gelegt, um sie dem Gönner des Blockhauses darbieten zu können. Beim Blockhaus winkte ihm die von ihm gestiftete Schweizer Fahne. Manche Aussetzung von Steinböcken half er ermöglichen und war dabei, wenn die Tiere zum erstenmal in ihre neue Umgebung kamen. Am fünfundzwanzigjährigen Parkjubiläum in Zernez konnte er auch noch teilnehmen; leider mußte er sich aber versagen, die Parkwanderungen der Festgemeinde mitzumachen.

Militärischen Veranstaltungen suchte er auch immer beizuwohnen. Wenn irgendwo in Graubünden ein Defilee war, reiste er hin; auch Militärkonzerte ließ er sich nicht entgehen. An die Bündner Soldaten dachte er noch kurz vor seinem Ableben



in origineller Weise: Er ließ den Einheitskommandanten einige Dutzend Jaßkartenspiele zur Verteilung an die Truppen zukommen. Die teilweise sehr originellen Dankschreiben bereiteten ihm größte Freude; wie dies bei Soldaten einschlägt, konnte er in einer Radio-sendung irgendwoher aus dem Unterlande miterleben, wo ein Jaß zur Darstellung in Worten kam und er die Stimme eines mit ererbtem Eifer jassenden Enkels erkennen konnte.

Wenn es galt, die Heimat vor irgendeiner *Verschandelung* oder Beeinträchtigung zu schützen, war er dabei, so mit seinem Freunde Oskar Bernhard im Kampf gegen das Silserseeprojekt; auch mit der Zulassung des Automobils fand er sich erst nach Jahren ab, wurde dann aber in den letzten Jahren ganz davon eingenommen. Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang vor allem das Geschichtchen vom Piz Gertrud. Ein deutscher Kur-gast, der auf der Lenzerheide in den Ferien war, stieg mit seinem vierjährigen Töchterchen auf die im Topographischen Atlas unbenannte Erhebung zwischen Piz Danis und Piz Scalottas. Er schätzte die Leistung seines Töchterchens und seine Berufung zur Namengebung so hoch ein, daß er fand, jene Erhebung müsse Piz Gertrud heißen. Die Herren vom Kurverein ließen sich leicht dafür gewinnen, diesen Namen mit dicker Schrift der Kurkarte aufzudrücken und jedermann beizubringen. Die Eidgenössische Landestopographie, an die Hermann Herold entrüstet schrieb, erklärte sich leider außerstande, solchen Unsitten entgegenzuwirken; aber ein altes, treues Mitglied überwarf sich eine Zeitlang mit dem Kurverein. Ihm und der Landestopographie malte er mit beredten Worten vor, wohin diese Unsitte führen müsse, zu lauter Piz Urscheli, Bärbeli, Vreneli.

*Äußeren Ehrungen* war er gar nicht abhold. Mit einer Widmung, einer Ehrenmitgliedschaft, einem Ehrenbürgerrecht konnte man ihm eine sehr große Freude bereiten. Ebenso freute er sich, wenn die Regierung von Graubünden oder ein Gemeindevorstand in schönen Worten ihren Dank bezeugten. Vor Magistratspersonen und Leuten mit Titeln hatte er einen großen Respekt, und es freute ihn mächtig, wenn einer seiner Söhne oder Enkel zu einem Titel kam, irgendwohin gewählt wurde oder sonst aus einem Grunde in der Zeitung stand. Solche Erfolge stellte er denjenigen weit voran, die zu Reichtum führen. Nicht selten machte er sich dann einen Vorwurf, daß er es nicht weiter gebracht habe, aus der Kantons-



schule getreten sei, obwohl ihn seine Eltern hätten studieren lassen wollen. Regierungsräte, Parlamentarier, Obersten bezeichnete er viel eher als famose Männer, als etwa Kaufleute oder Bankiers, von denen er eine große gemeinnützige Tätigkeit verlangte, die er sehr oft zu vermissen glaubte.

Wohl der ausgesprochenste Zug an Hermann Herold war seine Kinderliebe, die kaum Grenzen kannte. Schon im Vaterhause wuchs er in sie hinein. Dekan Herold hatte acht Kinder und widmete neben dem Pfarramt einen großen Teil seiner Zeit der Stadtschule, dem Verein für Lehrlinge, die ein Handwerk erlernen wollen, den er gegründet hatte, sowie den Churer Ferienkolonien. Von Winterthur aus fuhr Hermann manchen Sonntag nach Turbental zur Familie Wolff, aus deren sechsköpfiger Kinderschar er seinen Freund Erhard und seine Gattin Sophie holte. Nachdem er mit ihr zusammen in Paris sein eigenes Heim gegründet hatte, stellten sich auch bei ihnen sechs Kinder ein, aus deren Familien im Laufe der Jahre sechzehn Enkel entstammten. Im letzten Lebensjahre kam noch ein Urenkel in die lange Kinderreihe, durfte auf die Knie des Familienhauptes sitzen und wie Vater und Großvater mit seiner Uhrkette spielen.

Mit seinem Freundeskreis in Frankreich teilte Hermann Herold Freud und Leid. Wie sein Mittelpunkt, war er auch seine Stütze. Familien, deren Ernährer starb oder die in wirtschaftliche Schwierigkeiten kamen, konnten darauf vertrauen, daß er für ihre Kinder sorgte und ihnen eine Ausbildung bot, bis sie selbst den Lebensweg beschreiten konnten. Auch nach Chur kam manche Spende von Herrn H. H. in P. oder von Ungenannt, um nicht nur Gliedern der weitem Familie, sondern auch jungen Mitbürgern die Ausbildung zu ermöglichen. In Le Raincy bei Paris baute er ein Waisenhaus, das er jahrzehntelang unterhielt. Das Elternhaus seiner Frau, das Schloß Turbental, kaufte er 1902, um es der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft für ein Heim zu schenken, in dem schwachsinnige taubstumme Kinder herangebildet werden. Schon von Frankreich aus ermöglichte er der Stadt Chur den Bau ihres Ferienheimes auf der Lenzerheide in unmittelbarer Nähe seines eigenen. In die Schweiz zurückgekehrt, bot er während rund zehn Jahren im Sommeranfang 50 Kindern, die ihm von der Pro Juventute namhaft gemacht wurden, in der Churer Ferienkolonie Erholung. Das Hilfswerk für Ungarkinder

hatte in ihm einen treuen Helfer, der manches seiner Schutzbefohlenen in der bündnerischen Bergsonne von langem Leiden rettete. Die Kinderheime Feldis und Giuvaulta bei Rothenbrunnen erfuhren seine stete Förderung und hatten fast jahraus jahrein Kinder für ihn zu betreuen.

Seine Hilfsbereitschaft erschöpfte sich nicht darin, daß er Mittel zur Verfügung stellte; vielmehr erblickte er seine ganz besondere Lebensaufgabe in der Betreuung der einzelnen Kinder. Die *Petites familles* in Raincy nahmen einen Großteil seiner Freizeit in Anspruch; täglich ging er hin, um sich seiner Schützlinge anzunehmen. Er entließ sie nicht, ohne um ihr Weiterkommen besorgt zu sein. Sein Briefwechsel mit ihnen war ihm Gegenstand besonderer Pflege. Alles schrieb er selbst mit seiner sichern und gewandten Hand, und wenn er Briefe seiner Betreuten erhielt, konnte er daran Freude und Genugtuung empfinden wie ob der größten äußern Anerkennung. Noch in seinem letzten Arbeitszimmer in Chur waren Wände und Gestelle voll von Bildern seiner Kinder, oft er selbst inmitten einer glücklichen Schar. Einzelne kranke Kinder, deren Geschick ihm besonders naheging, ließ er jahrelang pflegen und stand mit ihnen eigentlich zeitlebens in Verbindung. Eine Reise nach Ungarn, die er 1927 in hohem Alter unternahm, war namentlich durch das Bestreben veranlaßt, dort einige Schützlinge und ihre Familien zu besuchen. Wie er oft keinen Unterschied machte zwischen eigenen und betreuten Kindern, freuten ihn auch an seinem Geburtstag oder am Jahreswechsel die Grüße, die ihm dankbare Schützlinge sandten, oft am allermeisten. Aus dem Erntesegen seiner Güter in Chur mußte regelmäßig auch die Ferienkolonie der Stadtschule und manch anderes Kinderheim einen Teil erhalten.

Mit den Koloniekindern machte er in frühern Jahren Ausfahrten auf Heuwägelchen, die bis nach Davos oder St. Moritz führten. Voran fuhr eine Kutsche mit Herrn und Frau Herold nebst zwei oder drei Familiengliedern. Dann folgten Heuwägelchen mit den übrigen, der ganzen Ferienkolonie und geladenen Gästen. Das waren Fahrten, an die jeder Teilnehmer eine Erinnerung hat, die nicht erlischt. Gegenüber solchen Wagenfahrten durch die engere Heimat verblasen heutige Car-alpin-Exkursionen, und führten sie sogar durch halb Europa. Im Vordergrund der gemeinsamen Unternehmungen standen jedoch Wanderungen aller Art.

Wenn Hermann Herold fast täglich in die Kolonie hinaufging, waren die Fußwanderungen wichtigste Beratungsgegenstände. Jüngere Kolonieleiter fanden in ihm einen wohlwollenden Berater, der oft erklärte, die Führung selbst übernehmen zu wollen. Nicht nur Hunderte, sogar Tausende von Kindern dürften mit ihm das Stätzerhorn bestiegen haben, das sein Lieblingsberg blieb und ihn noch als Achtzigjährigen auf dem Gipfel oben sah. Dort wies er den Kindern die Schönheiten der Heimat, nannte die meisten der unzähligen sichtbaren Gipfel und Dörfer aus dem Gedächtnis. Stolz war er, wenn ein aufgeweckter Kopf unter der jungen Schar Fragen richtig beantworten konnte, und große Freude machte es ihm, wenn die ganze Gemeinde, wie man sie füglich nennen durfte, ein Heimatlied oder ein „Viva la Grischa!“ anstimmte. Ziel solcher Ausflüge waren auch der Crap la Pala, das Churer Joch oder der Wasserfall, und an fast jede Kolonie wurde das Andenken durch eine Bildpostkarte festgehalten, die jedes Kind in die Hand gedrückt bekam. Für die Lieder und andern Darbietungen der Koloniekinder war der väterliche Freund sehr dankbar. Ein Liederbuch für sie ließ er auf eigene Kosten drucken.

Vom Stätzerhorn aus schrieb er am 14. September, wenige Monate, nachdem er sich vom Geschäftsleben zurückgezogen hatte, die „20<sup>ème</sup> Epître du Père fainéant“ an seine Söhne in Paris, die schon mit der Einleitung beginnt: „2567 m au-dessus de la misère humaine.“ In ihr bringt er seine Sorgen über den Krieg zum Ausdruck; es ist ihm zumute, wie wenn er das letztmal hier oben wäre: „Oui, ihr Berge, lebt wohl! Et je ne sais pas si les adieux m'ont jamais semblé aussi durs que cette fois-ci. Est-ce parceque je n'ai jamais pu en jouir autant que cette année, ou est-ce que le sentiment qui s'impose naturellement au Greis im Silberhaare [das war er noch lange nicht; er hatte damals noch kaum ein einziges]? – Dans tous les cas si la destinée était de me faire mourir cet hiver de maladie, je demanderais à la Providence la faveur de me frapper de la foudre céleste sur ce sommet, et à mes suivants celle d'y être enterré et que mes fillettes du Raincy et mes petites amies de la colonie scolaire viennent me chanter leurs Adieux. Où pourrait-on reposer mieux? C'est vraiment superbe, on se sent si élevé au-dessus de toutes les misères de la vie et des temps présents et si près de l'azur des cieux dont parle un des plus beaux de nos cantiques je crois No. 223 ou à peu près. Il

y est question d'en sonder l'abîme mystérieux pour savoir pourquoi en ce moment des millions d'hommes civilisés s'entretuent au lieu de se rendre réciproquement heureux. Pourquoi ne viennent-ils pas ici, un million sur chaque sommet, ils déposeraient les armes de suite dans la majesté de ces lieux et entonneraient l'hymne de la paix. Quand je pense qu'en face de moi, au pied du magnifique Ortler le canon tonne et on se bat, je contemple avec d'autant plus d'emotion les vallées riantes de la chère patrie et je vais terminer mon arrêt sur la montagne par la lecture du mandement gouvernemental pour le Jeûn fédéral de Dimanche prochain. Mais je ne descendrai pas avant de lancer un formidable Viva la Grischa!"

Wenn Hermann Herold für die Seinen und andere Leute immer zu haben war, wenn es galt, etwas durchführen zu helfen, wozu die Mittel fehlten, so war er doch bisweilen sehr kritisch. So suchten seine Enkel ihn jahrelang dafür zu gewinnen, das Ferienhaus auf der Lenzerheide so einzurichten, daß es auch im Winter bewohnbar wäre. Sie hofften, daß die Großeltern sie dann auch einladen würden, und wußten, daß die immer opferbereite Großmutter dafür zu haben gewesen wäre. Auf eine beredte Epistel erteilte der Großvater aber folgende Antwort:

„Ich habe schon seit Jahren über die Sache nachgedacht; aber bin mit Großmama zum Schlusse gekommen: ‚Le jeu ne vaut pas la chandelle.‘ Die Villa Sophia ist keine Klub- oder Skihütte, und wir würden uns bedanken, dieselbe für den Sommer in anständigen Zustand versetzen zu müssen, nachdem eine Bande junger Herren während einiger Wochen darin herumgetobt hat. Der Ruf Eures Ordnungssinnes ist nicht derart, daß wir Euch den Betrieb überlassen könnten. Und daß wir mit der Dienstbarkeit hinaufkommen sollten, um herumzusitzen und Euch den Tisch zu decken, während Ihr Euch draußen belustigt, kann man uns kaum zumuten. Ihr habt jedenfalls auch keine Idee, was es jeweilen braucht, um den Betrieb in der Villa zu mobilisieren und nachher zu demobilisieren. Und das Herbeischaffen des Heizmaterials und das Heizen mehrmals am Tage, wer würde dies besorgen? Wir wissen, welche Mühe und Arbeit es kostet, die Villa im Sommer zu betreiben, im Winter wäre sie mehr als verdoppelt. Von den Kosten wollen wir nicht einmal reden. Also reden wir nicht mehr davon. Du kannst Dein Plädoyer bei erster Gelegenheit Deiner Großmama vorführen



und dann den Ausbruch ihrer bekannten Beredsamkeit über Dich ergehen lassen.“

Obwohl man damals 1927 zählte und auch die betagten Großeltern noch manchen Winter auf die Lenzerheide hätten gehen können, kam es nicht zum heiß gewünschten Ausbau. Die plädierenden Enkel wuchsen aus den Studienjahren mit den langen Ferien in diejenigen hinein, wo sie kürzer werden, und fanden sich ab.

Lange Abende in den Bergen wären dem Hausherrn nicht leicht gefallen; denn er liebte das Lesen nicht. Wohl hielt er sich zahlreiche Zeitungen; aber ein Buch vom Anfang bis zum Ende zu lesen, dazu fehlte ihm die Geduld. Als ihm einmal die Gattin eines bekannten schweizerischen Schriftstellers mit den Worten vorgestellt wurde: „Frau X, Gattin des Verfassers von Y, das sie sicher gelesen haben“, sagte er: „I läse kheini Büacher.“ Versuche, ihn mit einer fesselnden Lektüre zu beglücken, waren fast immer erfolglos. Bücherlesen war für ihn etwas, das Leute betreiben, die nichts anderes zu tun haben, und er schaute darauf etwa so herab wie andere auf das Kartenspiel, das dann wiederum ihm sehr lag. Sah er ein Familienglied beim Bücherlesen, so fand er, es wisse keinen bessern Zeitvertreib und sei wohl besonders empfänglich für einen Spaziergang, den er vorschlug. Nur einmal gelang es, ihn an ein Buch zu fesseln. Derjenige, der ihm die um 1937 im Schweizerspiegel-Verlag in Zürich erschienenen Erlebnisse des Kapitäns Heinzelmann schenkte, erhielt einen Brief: „Du hast Wunder vollbracht: Ich habe einmal ein Buch innert drei Wochen ganz gelesen. Bücherlesen ist nie meine Schwäche gewesen, und vielleicht kommt es davon her, daß ich immer anderes zu tun hatte...“ Das Buch wurde den Söhnen nach Paris geschickt mit der Auflage, es unbedingt auch zu lesen.

Was ihm am Lesen abging, holte er im Schreiben mehr als ein. Schon rein äußerlich waren seine Briefe prächtig anzusehen. Die kräftige deutsche Schrift mit den doppelt so großen Ober- und Unterlängen, wie man sie in der Schule lernte, bewahrte er bis in die letzten Lebenstage. Einen Brief von ihm konnte man aus Tausenden erkennen: die geschwungenen Anfangsbuchstaben und Unterstreichungen erinnerten an die Buchhalterlaufbahn. Was der Inhalt der Briefe war, mit welcher Freude und Anteilnahme sie abgefaßt wurden, davon dürften die zahlreichen in diese Zeilen



verflochtenen Beispiele zeugen. Die Verwandtschaft stellte die meisten Briefschreiber und -empfänger. Was sie erhielt, hatte nichts Formelhaftes oder Banales; hintereinander nach verschiedenen Himmelsrichtungen gerichtete Briefe glichen sich kaum. Alle hatten etwas Persönliches, Persönliches sowohl vom Schreiber als auch für den Empfänger. Alles wurde beantwortet, und zwar umgehend. Andererseits wurde auch immer eine Antwort und von den Kindern und Enkeln eine stete Berichterstattung verlangt. Ein Enkel kam auf die Idee, sie zu kommerzialisieren, und gab allwöchentlich Heftchen mit Abhandlungen, Chronik und oft auch Bilderbeilagen heraus. Der Großpapa zahlte den Abonnementsbetrag und freute sich dieser besondern Ausgestaltung.

Hermann Herold durfte einen Lebensabend genießen, wie er ihn sich kaum hätte schöner wünschen können. Wohl machte seine Schwerhörigkeit immer weitere Fortschritte. Er hätte sie vielleicht durch geeignete Apparate lindern können; aber sie auszuprobieren und zu gebrauchen fehlte die Geduld. Im übrigen aber war er bis in die letzten Lebensmonate von bester Gesundheit. 1933 unternahm er als 82-Jähriger mit seiner 75jährigen Gattin die letzte Reise nach Paris. 1928 feierten die beiden Ehegatten die goldene und 1938 die diamantene Hochzeit. Mit 80 Jahren bestieg er zum letztenmal das Stätzerhorn. Seine guten Augen erlaubten ihm, den großen Briefverkehr zu pflegen und täglich einen Berg Zeitungen durchzugehen. In die Stadt ging er regelmäßig und ohne Begleitung. Auch die Weinberge verwaltete er immer noch selbst, wenn er auch zur Weinlese gerne die Hilfe der Enkel hatte. An Weihnachten 1939 war er noch mit seiner Gattin in Zürich bei seiner Tochter und ihrer Familie und bei der Familie seines im Vorjahr verstorbenen ältesten Sohnes Robert. Die Altersbeschwerden machten sich in Form von Müdigkeit und Schwindel bemerkbar; auch versagten die Augen bisweilen die Dienste, die sie bisher leisteten. Im Januar 1940 wurde noch der Kantonsspital besucht. Dann warf ihn eine Erkältung mit einer Lungenentzündung auf das Krankenbett. Es war ein kurzes Leiden. Am 29. Februar 1940 entschlief er sanft, fand seinen eigenen Tod, wie er ihn sich gewünscht hatte, als er 25 Jahre vorher auf dem Stätzerhorn seine nachdenklichen Betrachtungen schrieb.

Am 3. März 1940 fand zu St. Martin in Chur der Trauergottesdienst statt. Die geräumige Kirche vermochte lange nicht alle

Leute zu fassen, die von ihrem lieben Mitbürger Abschied nehmen wollten. Pfarrer Hartmann aus Schiers hielt die Abdankung, alt Bundesrat Calonder und Stadtpräsident Mohr würdigten die Verdienste des Entschlafenen um die Allgemeinheit. Ein Chor der Töcherschule sang ihm den Abschiedsgruß der vielen Kinder, die einen ganz großen Freund verloren hatten.

Von dieser Gedenkschrift sind mit Faksimile und Abbildungen ausgestattete Sonderdrucke erstellt worden. Eine beschränkte Anzahl kann bei der Buchhandlung F. Schuler in Chur bezogen werden. (Preis 4 Fr.) Ein allfälliger Reinertrag aus dem Verkauf ist für die Churer Ferienkolonien bestimmt.

## Die Familienväter des bündnerischen Münstertales zur Zeit des Schwabenkrieges 1499\*

Von Pater Albuin Thaler, Münster i. M.

Dank dem Umstande, daß seinerzeit nicht alle Urkunden und Urbarien aus bekannten Gründen vernichtet worden sind, ist es gelungen, jene Männer zu sammeln, die unter dem Hauptmann Kaspar Buttatsch im Jahre 1499 die Talwehr gebildet haben. Viele Namen sind in den wiederholten Pestzeiten verschwunden, während andere vom Volksmunde willkürlich verändert wurden. (Die jetzige Namensform ist in Klammern beigelegt.)

### Cierfs

Jan Janet Bass 1493; sein Onkel  
Nicolaus Bass, † als Pfarrer von  
St. Maria Oktober 1499  
Adam Sdratz [Huder] 1502—1512  
Maini Sdratz [Huder] 1502  
Jannot Fasser 1493  
Cristoffel auf Lü 1500—1510

### Fuldera

Jan Albert 1502  
Simon Nuolf [Nolfi] 1500  
Conrad Kurt 1492  
Jan Nut Cura 1502  
Mengut Albert Grand 1502  
Duriet Clera [Melcher] 1496—1502  
Clau Guagra 1502

\* Quellen: Spätere Eintragungen im St. Blasi-Kirchenurbar von Taufers von 1416. Spätere Eintragungen vom Anfange des 16. Jahrhunderts im hl. Blut-Urbar von Münster von 1460. Klosterzinsbuch von 1506 und Ergänzungen im Urbarregister von 1521. Lehensbriefe von 1480, 1498, 1504 und 1513. Drei Urkunden von 1477 und je eine von 1498 und 1504 im Gemeindearchiv von St. Maria. Derjenige, der den Zins eingehoben hat, hat jährlich den Namen des jeweiligen Lehensträgers eingetragen, so daß man die Lebenszeit der einzelnen feststellen kann.